

Das menschliche Bildungsideal im antiken Christentum

Die Säkularisierung unseres Kulturlebens schreitet trotz aller Gegenkräfte, die am Werk sind, unaufhaltsam voran. Das Gebiet des Bildungswesens ist stark von diesem Prozeß ergriffen. Die Denkschrift des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom Jahre 1924 über die Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens anerkennt als einen Quellbezirk der deutschen Bildung den modernen Europäismus. Sie versteht darunter ein in sich geschlossenes Gedankensystem, nach dem bis heute alle beherrschenden Grundlinien unserer modernen Kultur sich gestaltet haben, das alle Einrichtungen der Gesellschaft, alle Dogmen der Kirche zur Verantwortung gezogen hat. Nach der Analyse, der Hans Richert, der Verfasser der Denkschrift, in seinem Buche: Die deutsche Bildungseinheit und die höhere Schule (Tübingen 1920), den Begriff des modernen Europäismus unterworfen hat, gehört außer der Reformation der Humanismus zu seinen wesentlichen Grundlagen. Überdies haben führende Vertreter der Rechte des alten Gymnasiums den Humanitätsgedanken als das tragende Element aller wahren Bildung, als ein Prinzip von absolutem, Religion und Christentum hinter sich lassendem Range hingestellt.

Einem Gemüt, das von dem Anspruch der Offenbarungsreligion, das gesamte höhere Leben des Menschen zu normieren, innerlich überzeugt ist, könnte da nicht unbegründete Sorge aufsteigen, ob wohl genug geschehe an Abwehr gegenüber solchen den Prozeß der Verweltlichung unseres Bildungswesens beschleunigenden Gedanken. Auf keinem andern Gebiet ist in der Tat das Bemühen um die Reinerhaltung der christlichen Anschauung so berechtigt wie auf dem des Bildungswesens. Diese Sorge darf aber nicht zu einer feindseligen Spaltung zwischen der Pflege des echt Menschlichen und der Verehrung für das echt Christliche führen. Gerade das christliche Altertum, von dessen Quellnähe wir immer wieder zu lernen haben, zeigt beides in grundsätzlicher und tatsächlicher Vereinigung.

Wir denken, mindestens mit vollem geschichtlichen Recht, beim Worte Humanismus an Menschenbildung im Sinne des Altertums und unter Bewertung der Bildungsgüter des Altertums. Die humanistische Idee, an sich gesehen, ist der Gedanke einer Bildung des Menschen zum Menschen. Sie ist der Gedanke, daß dem Menschengewächs, von dem Alban Stolz in seiner kernigen Sprache zu reden liebte, ebenso eine Entelechie innewohne wie den Kräutern und Bäumen, daß eine Fülle edler Anlagen in ihm grundgelegt sei, deren weiser Entwicklung keine schönere und passendere Idee voranleuchten könne als die in der Vorstellung „Mensch“ sich bergende. Nun hat zwar das griechische Denken schon von den Zeiten eines Pythagoras an sich von einseitiger Naturbetrachtung hinweg zu einer stärkeren Betonung der innern Werte des Menschen gewendet. Griechische Philosophie hat auch, wenigstens seit der Zeit des Hellenismus, sich gewöhnt, das Menschengeschlecht als Einheit zu begreifen und so das Menschentum, auch abgesehen von nationaler

Ausprägung, als einen Wert zu erfassen. Aber aus sich allein heraus ist dennoch griechisches Denken nicht bis dahin vorgedrungen, daß es dem Worte „Mensch“ die Bezeichnung eines Lebens- und Bildungsideals abgewann. Dem lateinischen Wort *humanitas* ist die Aufgabe zugefallen, mit einer alle Zeiten überdauernden Geltung den Begriff edlen Menschentums und edler Menschenbildung auszudrücken. Das Wort ist mit dem Inhalt, dessen Vorstellung es heute noch mit unverminderter Frische weckt, gefüllt worden im Kreise der Scipionen, dem Mittelpunkt eines regen Gedankenaustausches zwischen führenden Männern des Rom vom Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts und Häuptern griechischer Philosophenschulen.

So spät also ist der humanistische Gedanke in das reflexe Bewußtsein der Gebildeten des klassischen Altertums getreten. Solch mühsame Vorarbeit war zu leisten, daß überhaupt erst die Grundlagen der Idee gefunden und klar ausgesprochen wurden.

Zunächst eine Vorfrage grundsätzlicher Art.

Die Idee Mensch als Prinzip der Lebensgestaltung, als Leitgedanke jedweder Bildungsbestrebung: besagt das nicht notwendig autonome Sittlichkeitsbegründung? mehr, liegt darin nicht geradezu der Satz des Protagoras vom Menschen als dem Maß aller Dinge?

Diese Folgen ergeben sich nur dann, wenn die geschöpfliche Natur des Menschen nicht mit in Ansatz gebracht wird. Dagegen erhebt die Anerkennung des Geschöpfseins alle Forderungen, die sich aus der Natur des Menschen ergeben, unmittelbar zu Forderungen Gottes. Der Versuch, die sittlichen und überhaupt alle kulturellen Werte von der Idee Mensch aus zu einem Stufenreich zusammenzuordnen, ist von der Scholastik mit viel größerer Folgerichtigkeit durchgeführt worden als von irgend einem Denker der Antike. Wir würden uns übrigens einer Täuschung hingeben, wenn wir annähmen, derjenige antike Denker — heute ist es wieder gestattet, den lange verleumdete Mann als solchen zu bezeichnen —, dessen Schriften nach dem Zeugnis eines zuständigen Beurteilers (Max Schneidewin) für uns „der wesentliche Spiegel der antiken Humanität“ sind, Cicero, habe unter der Problematik einer anthropozentrischen oder theozentrischen Sittlichkeitsbegründung sehr gelitten. Ihn haben solche letzte Fragen gefesselt, er hat um dieser seiner Vorliebe willen uns wertvollstes Material aus den Denkwerkstätten hellenistischer Philosophen aufbewahrt, aber er ist uns eben darum auch ein Zeuge dafür geworden, wie vielfach es der antiken Philosophie versagt blieb, für die tiefen Fragen des Lebens letzte Lösungen zu finden oder den mehr oder weniger sicheren Antworten, die sie gab, allgemeine Anerkennung zu erobern. Die eigene Lebensanschauung Ciceros lernen wir aus dem Dialog vom Redner besser kennen als aus irgend einer andern seiner Schriften. Das Werk bietet ja bei weitem nicht bloß eine Sammlung von landläufigen Vorschriften der damaligen Schulrhetorik — diese will es vielmehr auch in seinen technischen Teilen durchaus überbieten —, es ist ein großangelegter Versuch, zu zeigen, wie der Beruf des leitenden Staatsmannes im weltbeherrschenden Rom alle Bildungsgüter der Zeit in Dienst nehmen müsse. Der Zug zur Universalität, stets ein Grundzug echter Humanität, geht durch das Ganze. Ein hohes Gefühl der Verantwortung beseelt den Schriftsteller. Das schöne Ethos des Lones wirkt durch-

aus ehrlich und überzeugend. Aber trotz allem, nicht nur kein geschlossener Ring der Anschauungen, die das Leben tragen sollen, sondern auch an entscheidender Stelle Enge des Denkens, aristokratischer Kleingeist — den übrigens die antike Humanität nie ganz abzustreifen vermochte — und ein begreifliches Unvermögen, dem so ideal aufgefaßten Beruf eine letzte religiöse Weihe, eine Beziehung auf einen persönlichen Gott zu geben.

Wir können nun hier nicht den Reichtum des Christentums an humanitären Ideen allseitig entwickeln. Auch nicht die Harmonie, die innere Geschlossenheit, die der von ihm vertretenen Weltanschauung bei aller gewaltigen Spannweite der Gedanken von Anfang an eigen war, nicht erst durch Gelehrtenarbeit hineingetragen wurde. Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß die neue Religion sich als legitime Erbin der alttestamentlichen Offenbarungslehren wußte. Das Christentum hat die tiefste Begründung des Humanitätsgedankens, die je gegeben worden ist, die in der Genesis enthaltene, sozusagen erst entbunden und für die Menschheit frei gemacht. Als Ebenbild Gottes, so lehrte dieses Buch, ist der Mensch ins Dasein getreten, als sittliche Persönlichkeit. Aber diese Persönlichkeit soll das sittliche Streben betätigen in einer geheimnisvollen Gottverbundenheit. Der Baum der Sittlichkeit soll seine Wurzelkraft saugen aus einem in das Licht der Gnade getauchten Seelengrund. Und so mag er wirklich wachsen bis in den Himmel, das ist dann kein vermessenem Unterfangen. Die Schuld verschlingt die übernatürliche Ausstattung, aber nicht den erhabenen Beruf des Menschen. Geheimnisvoll taucht die Lichtgestalt des kommenden Erlösers auf im Protoevangelium, heller im Gesicht des Jakob, mit dem die heilige, kostbare Urkunde der ältesten Menschheitsgeschichte abschließt. Denn auch darin ist die Religion des Alten Testaments und ihr Schrifttum der antiken Weltweisheit weit vorausgeeilt, daß sie den Gedanken der Menschheitseinheit stets aufrechterhalten hat. Behütet durch eine angesichts der sinkenden Tendenz der Religionsentwicklung der Menschheit unumgänglich geforderte nationale und kulturelle Abschließung des Offenbarungsvolkes, bereitet sich eine neue Zusammenfassung der Menschheit vor. In immer deutlicheren Zügen entwerfen die Propheten das Bild des kommenden Menschheitsführers und Führermenschen. In ihm wird alles Menschlich-Edle sich in harmonischer Einheit verbunden finden. Ganz anders als etwa die Stoa, die große Wegebereiterin antiker Humanitätsgedanken, es sich zu träumen gewagt hatte. Sie stand ratlos vor der Unmöglichkeit, inmitten der rauen Wirklichkeit des Lebens das Idealbild des Weisen zu verwirklichen. Während sie darüber noch sinnt und grübelt, schreibt und disputiert, jubelt ein Paulus schon in die Welt hinaus: *Apparuit benignitas et humanitas Salvatoris nostri Dei* (Tit. 3. 4).

Diese Paulusworte sind uns vertraut als Eingang der Epistel der zweiten Weihnachtmesse. Wir verstehen sie von der Güte und Menschenfreundlichkeit des Erlösers. Hat sich der lateinische Übersetzer nicht vielleicht doch vergriffen, als er das Wort *humanitas*, das ein ganzes Menschheitsideal und Bildungsprogramm enthielt, in seine Feder einfließen ließ?

Der Urtext bot jedenfalls das griechische Grundwort für *humanitas*: *philanthropia*. Dem Völkerapostel selbst haben wohl Stellen der Septuaginta vorgeschwebt, als er das Wort von der Erlöserliebe Gottes schrieb. Im Geiste

eines gebildeten Lesers des Briefes mochte das griechische Wort den Gedanken wecken: das Menschheitsideal, das der Stoa vorschwebte, für das römische und griechische Weltweisheit in vereinter Arbeit den sprachlichen Ausdruck gefunden hat, dieses Ideal ist der Welt sichtbar und greifbar nahe geworden, und zwar in der Person des Heilandes.

Jedenfalls war dem in der Tat so. Ganz von selbst trat Christus und das von ihm gewollte und auf seine Person bezogene Lebensideal zu Humanitätsidealen der Antike nicht zwar in unbedingten Gegensatz, aber in überlegene Konkurrenz. Paulus war sich dieses Tatbestandes bewußt. Geschaffen hat er ihn nicht. Er brauchte die Botschaft Jesu nicht erst umzudeuten, um in sie das neue Lebensideal der Hingabe an Christus hinein zu konstruieren. Jesus hat nicht bloß das Evangelium von der Vatergüte Gottes verkündigt. Er hat ernste Forderungen gestellt. Er hat ohne Rücksicht auf unausbleibliche Konflikte jeden Menschen an seine Kreuzesnachfolge gebunden. Paulus bleibt also dem Geiste Jesu getreu, wenn er das Christenleben als eine vollkommene Angleichung an das Leben Jesu, eine Verähnlichung mit ihm im Leben und im Sterben hinstellt. Wenn er nicht müde wird, die Taufzeremonie als ein Sinnbild dieses Vorgangs zu deuten, der ja die Hoffnung auf die glorreiche Auferstehung zum Endpunkt hat. Es ist tatsächlich ein in sich geschlossenes System der Lebensgestaltung, das Paulus um die Person Jesu gruppiert. Und man mag es mit Fug und Recht ein humanistisches nennen. Ein wahrer Mensch steht im Mittelpunkt. Ein geschichtlicher Mensch aus Fleisch und Blut. Paulus hat gelegentlich die stärksten Ausdrücke gewählt, um diese Tatsache zu betonen.

Aber Christus ist der neue Mensch. Er ist das Haupt der Menschheit. Mehr, er ist Gott. Das erlaubt ja erst, alles das, was im Begriff Ideal liegt, auf ihn zu übertragen. Er ist das Ziel aller Bemühungen um rechte Lebensgestaltung, wie er auch ontisch Ziel und geheimnisvolles Band der Schöpfung ist, ihr geheimnisvoller innerer Halt. Er ist die Norm aller Bildungsarbeit. Zugleich gehen von ihm die stärksten Antriebe aus. Die Anziehungskraft, die den, der ihn erkannt hat, mit Macht zu ihm hinzwingt, ist zugleich die stärkste sittliche Eriebkraft. Das Bildungsobjekt, der Einzelmensch, ist zu Eingliederung seines Selbst in den mystischen Christus, seinen geheimnisvollen Leib, eingeladen und verpflichtet. Das Gefühl dieser Christusnähe, dieses Eins-Sein mit Christus, das gleichzeitig ein Bewußtsein der Gotteskindschaft ist, stellt eine sittliche Kraft allerfruchtbarster Art dar. In ihm ist eine Selbstachtung grundgelegt, wie sie stolzer und königlicher in keinem Gedanken der antiken Ethik beschlossen lag. So ist alles vereinigt auf die Idee Christi, des Gottmenschen. Der Ausgangspunkt der Bildungsarbeit, das Ich, fühlt sich als ein Glied Christi. Bei der Arbeit weiß es sich von Christus geleitet und begleitet. Ihn hat es als Leitstern unablässig vor Augen. Die sichtbare Vereinigung mit Christus im Jenseits wird schließlich der beseligende Lohn der Arbeit sein. Als letzte Sicherung fehlt nicht das Wissen um ein Gericht und um ewige Vergeltungen. Auch diesen ernsten Ton des Gerichts hatte ja Jesus selbst von Anfang an in seiner Predigt durchklingen lassen. Dieses Ideal der Lebensgestaltung vereinigt Kontemplation und sittlichen Aktivismus, Individualismus und Gemeinschaftsgeist, praktischen Diesseitsinn und frohe Jenseitshoff-

nung in schönster Geschlossenheit. Das Ideal, das voranleuchtet, ist plastisch greifbar, steht mit allen konkreten Einzelzügen seines Lebens in lebendigster geschichtlicher Erinnerung. Von unermesslicher Tragweite war besonders die Tatsache, daß der Gottmensch einer niederen sozialen Schicht des Volkes, der des Handarbeiters, angehört hatte. Darin lag eine Absage an die aristokratische Enge, die das antike Humanitätsideal nie abstreifen konnte. Dies hat kürzlich Max Mühl¹ in seinem schönen Büchlein über die antike Menschheitsidee wieder gezeigt.

Aber mußte nicht als unmittelbare Folge dieser gewaltigen Kunde vom menschengewordenen Gottessohn und seinem Ruf zu neuer Lebensgestaltung in seinem Gottesreich sich eine starke Entfremdung gegenüber aller Diesseitskultur, eine ausgeprägte Weltverachtung ergeben? Eine feindselige oder mindestens gleichgültige Haltung gegenüber allen profanen Kulturwerten und Bildungsgütern? — Es ist wahr, Paulus hat seiner Überzeugung von dem Verblaffen aller reinen Diesseitswerte gegenüber der ungeheuren Tatsache des Eintritts der Ubernatur in diese Welt, vor der er immer wieder staunend steht, mit der die Fülle der Zeiten zusammenfällt, die das Innerste seiner Seele aufgewühlt hat, hie und da in geradezu drastischen Worten Ausdruck gegeben. Es kommt ihm Jesus gegenüber alles wie Straßenkehricht vor. Alles, was bis dahin die Menschen scharf geschieden hatte, Nationalität, Bildung, Besitz, Geschlecht, alles verschwindet und verliert seine differenzierende Kraft gegenüber der einen, nunmehr erschöpfenden Wesensbezeichnung „Christ“. Zumal über die „Weisheit“ kann er bitter spotten. Oder sagen wir lieber, in gar ernstem Tone handelt Paulus über die Tatsache, daß Gott die Vertreter der Weisheit in der Welt in der Gnadenwahl zurückgesetzt und sich die Erstlinge seiner Kirche unter den Niedriggeborenen, Armen und Ungebildeten gesucht hat.

Aber eben dadurch, daß ihm diese Tatsache nicht als selbstverständlich vorkommt, nicht als eine Erscheinung, über die man kein Wort zu verlieren brauchte, sondern vielmehr als eine Art Geheimnis, das Nachdenken fordert, offenbart Paulus den Gedanken, daß dem an sich durchaus nicht so sein müsse. Es liegt nicht im Wesen der Weisheit, daß sie auf ihre Eigenart pocht. Daß die Vertreter der damaligen Weltweisheit das so stark tun, das ist ihr Verhängnis. Die Gerechtigkeit verlangt, daß Gott solch hohlen Stolz bloßstelle, beschäme und abtue. „Es soll sich kein Fleisch vor Gott rühmen können“ (1 Kor. 1, 29). Und doch pflegte diese Geistesmacht, deren Vertreter Paulus von Gott durch Zurücksetzung bei der Berufung der Gnadenwahl bestraft sieht, offenbar manche Gedanken, die auf Christus hinzuweisen schienen. Die Spannung zwischen Ablehnung der Weltweisheit und ihrem Recht auf eine gewisse Anerkennung bleibt nicht ungelöst. Die Gegensätze klingen wieder zu einer Harmonie zusammen. Zunächst in der Praxis des Apostels, wenn er die hellenistische Bildung, die er selbst in Tarsus genossen, geschickt in den Dienst seines hohen Berufes stellt.

Wohl zeigen seine Briefe ein sprachschöpferisches Können, eine bis dahin geradezu nie gesehene Ursprünglichkeit des griechischen Ausdrucks — Gaben, die den Apostel der Notwendigkeit, rhetorische Kunstmittel zur Belebung des

¹ Leipzig 1928, Dieterich.

Stils anzuwenden, entheben —, und doch läßt auch er hie und da die Lichter der rhetorischen Kunst seiner Zeit, die er wohl erlernt und geübt hat, aufblitzen. Die menschengewordene ewige Weisheit ist es, die er den Völkern zu verkünden hat — aber er verschmäht auch nicht eine kluge Anlehnung an die Weisheits-schätze der Stoa und nimmt auf dem Areopag das Lehrgut dieser Schule für seine Botschaft in Dienst. Wie er dabei einen hellenistischen Dichter zu Wort kommen läßt, so stattet er auch das Hirtenschreiben an den Schüler in Kreta gelegentlich mit einem Dichterspruch aus. Und nie hat wohl jemand so grund-sätzlich klar und wuchtig gesprochen von der inneren Freiheit des Christen, alle Dinge dieser Welt zu gebrauchen, wie Paulus. Eine durchaus positive Haltung verstattet Paulus der Seele gegenüber allem, was nicht Gott ist und sie selbst. „Alles ist euer, ihr aber Christen, Christus aber Gottes.“ Die Diesseitswerte mögen getrost ihren Plaz behaupten und sich auswirken, wenn sie sich in die rechte Einordnung fügen, die nur Unterordnung sein kann unter die letzten Werte. Nichts ist dem Geiste eines Paulus so zuwider wie Furchtsamkeit und Enge der Stellungnahme zu allem, was einen positiven Wert besitzt. Eben dieser Wert setzt einen vernünftigen, gottgewollten Sinn des Daseins beim Geschöpf voraus. Wohl erlaubt es einem Paulus der gewaltige Ernst seiner unmittelbar auf die Rettung der Seelen zielenden apostolischen Aufgabe nicht, daß er diese so fruchtbaren Grundsätze von der Bestimmung aller wahren Werte, in Christi und Gottes Ehre einzumünden, näher entfalte. Dazu hat er nicht die Zeit. Aber bis in die Briefe des Alters hinein bleibt sich Paulus in seiner Grundhaltung treu.

Alle echte Bildung bleibt nicht auf das Jugendalter beschränkt, daß sie dann etwa als wertlos über Bord geworfen werden könnte. Umgekehrt gelten aber auch wiederum die Leitsätze für eine echte Formung des Lebens der Erwachsenen, die Paulus in den Pastoralbriefen von der Person Jesu Christi abliest, auch für die Erziehung der Jugend. In engster Gedankenverbindung mit der Stelle, die von der Kirche in das Formular der zweiten Weihnachtsmesse übernommen worden ist, stehen die folgenden Worte: „Erschienen ist die Gnade Gottes, allen Menschen zum Heil. Sie erzieht uns (griechisch: παιδεύουσα ἡμᾶς), daß wir die Gottlosigkeit und alle weltlichen Gelüste verleugnen und dann besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt leben“ (Tit. 2, 11 12). Es ist also die Überzeugung Pauli, daß der Gottmensch Jesus Christus eine universale Bildungsmacht, ein umfassendes Erziehungsprogramm darstelle. Eben dazu ist er erschienen, daß alle Menschen zur Besonnenheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit der Lebensführung angeleitet würden. Um die Tugend der Gerechtigkeit hatte ein Aristoteles im wesentlichen sein ethisches Programm gruppiert, um die Tugend der Besonnenheit (σωφροσύνη) vor allem die aller Unruhe, aller ταραχή abholde Stoa. Die Frömmigkeit hatte in keinem antiken Moralsystem den rechten Plaz gehabt. Auch die Lebensauffassung eines so typischen Vertreters antiker Humanität, wie Cicero es war, wies — das wurde oben schon gestreift — eine kräftige religiöse Note nicht auf.

Die an Christus orientierte Lebensgestaltung schenkt den drei großen Bezirken, in denen edles Menschentum sich zu entfalten hat: dem Verhältnis zum eigenen Selbst, zum Nächsten, zu Gott, gebührende Aufmerksamkeit. So verbindet sie harmonisch die positiven Ideale der Alten und ergänzt sie glücklich.

Aber vor diese positiven Aufgaben, deren Lösung Christus nach Pauli Worten uns vorgelebt hat, vor die Pflicht der edlen Maßhaltung, die die große Sehnsucht der Stoa war, ist die Verleugnung des Niederen im Menschen gestellt. So wird das Dasein einer Macht in ihm zugegeben, die kein Lebensrecht hat. Da läßt Paulus die große Lehre von der Erbschuld und ihrer vergiftenden Einwirkung auf das Menschenherz deutlich anklingen. Ein Gedanke, der dem christlichen Humanismus alle Zeit die charakteristische Eigenart aufgeprägt hat. Um dessentwillen er oft als eng verlästert, als ein finsterner Geist der Verneinung gescholten ward. Auch heute noch, wo doch Schülerstondale in mehr als einer Großstadt den Erfahrungsbeweis eindringlicher denn je für die Tatsache erbringen, daß im Menschen, wie er in der geschichtlichen Wirklichkeit der Jahrhunderte stand und stehen wird, nicht lautere naturhafte Gutheit wohnt. Wo es hundertmal ausgesprochen ist — was sich übrigens auch klar aus den angeführten Worten Pauli ergibt —, daß diese „Verleugnung“ nur verlangt wird, um das Edle und Gute im Menschen frei zu machen. Daß schließlich nicht bloß die Willenserziehung, sondern auch Verstandesbildung ihren Vorteil davon haben soll.

Ob Paulus aber bei dieser seiner Gedankenentwicklung im Titusbrief an Pflege der Bildungsgüter im weiteren Sinne überhaupt gedacht hat, sie zu empfehlen? Jedenfalls gebraucht er keine Wendung, die diese Pflege ausschloße. Wenn vielmehr Paulus unmittelbar darauf den Gedanken ausführt, die Menschwerdung des Sohnes Gottes stelle einen Aufruf dar an das Gottesvolk, das sich zu bereiten der Erlöser gekommen sei, einen Aufruf zunächst zur Reinheit des Lebens, dann zu eifriger Betätigung in jedem guten Werk (ζηλωτὴν καλῶν ἔργων), so ist da wiederum schon durch die Wortwahl das wirklich Wertvolle, das vom griechischen Ideal der *Kalokagathia* umschlossen wurde, geradezu einbegriffen und gutgeheißen.

So wenig wie bei Paulus finden wir in irgend einem andern urchristlichen Literaturwerk feindselige Haltung gegenüber einem echten antiken Kulturgut. Wohl ist überall, dem Vorgang Pauli im Römerbrief entsprechend, den Zeitlastern der Antike die schärfste Fehde angesagt. Wohl betont man, für unser Empfinden auffällig stark, die verhältnismäßige Nichtigkeit alles Irdischen; der Parousiegedanke beherrscht die Geister. Aber die wahrhaft humanen Grundideen des Christentums, die übernationale Bruderliebe, ihre Betätigung in mannigfachen äußeren Werken kommen infolge dieser Stimmung erst recht zur Geltung. Und die so lebendige Jenseitshoffnung erstickt nicht den lauten Dank, den man Gott nicht nur für das Gut der Erlösung darbringt, sondern auch für alle Güter der natürlichen Ordnung, in der doch schließlich alle menschlichen Errungenschaften grundgelegt sind. Diesen Geist atmet z. B. die Zwölfapostellehre, die nach der verbreiteteren Annahme noch vor das Ende des ersten Jahrhunderts zu setzen ist. Während wir von dem Auftreten des Humanitätsgedankens in der hohen klassischen Literatur höchstens auf die Verbreitung dieser Ideen innerhalb der literarisch beeinflussten Gesellschaft schließen dürfen, ist von der innerkirchlichen Literatur des Urchristentums aus die Macht humaner Ideen in den breiten Schichten, in denen diese Literatur ja zu Hause ist, ohne weiteres einleuchtend. Das wiederholte Auftauchen des MoralKatechismus der zwei Wege in Schriften der Urkirche zeigt uns, welch ein Schatz

erhabener sittlicher Lehren zum eisernen Bestand der geistigen Ausrüstung auch des einfachsten Christen gehört hat. Ein jeder wurde dazu erzogen, mit dem Gedanken einer völkerübergreifenden und menscheitsumfassenden Liebe Ernst zu machen.

Diese Lage der Dinge macht es psychologisch unwahrscheinlich, daß man allgemein in der Ablehnung heidnischer Weisheit grundsätzlich weiter gegangen sei als ein Paulus. Vielmehr ist anzunehmen, daß Paulus mitsamt seinem Missionsauftrag auch den Geist der Aufgeschlossenheit für alle Gedanken und Formulierungen heidnischer Weisheit und profanen Schrifttums, die sich mit dem Offenbarungsgut vereinigen ließen, auf mehr als einen Nachfolger vererbt hat. Gewiß ist von mehr als einem Apostel Jesu auch im ersten Jahrhundert schon bei der Propaganda des Christentums in dem Geiste gearbeitet worden, dem die Areopagrede des hl. Paulus entsprang. Der Johannesprolog ist ja doch auch ein missionarischer Appell an die Vertreter der Philosophie. Indem er eine von deren erhabensten Konzeptionen, trotzdem sie im Grunde gewiß meist pantheistisch gedacht war, christlich umbiegt, anerkennt er in dem Gedanken den edlen und brauchbaren Kern. Johannes leitet mit diesem seinem erhabenen Prolog die philosophische Vertiefung der Trinitätslehre ein und weist so deutlicher noch als Paulus auf das Gebiet hin, auf dem die Antike dem Christentum das meiste schenken sollte, eben das der Philosophie. Eine auch nur einigermaßen lückenlose Angabe bedeutender Vertreter der christlichen Humanitätsidee dürfte nun an kaum einem der Apologeten vorübergehen. Nicht an einem Athenagoras und Melito, Aristides noch Justin; vor allem auch an einem Irenäus nicht, dem Herold des paulinischen Gedankens von der Zusammenfassung der gesamten Menschheit in Christus. Für Irenäus ist es bekanntlich charakteristisch, daß er neben die Adam-Christus-Parallele die Eva-Maria-Parallele stellt. Die dogmatische Auswertung dieser Parallele ist so reich und stark, daß auf einen bedeutenden Einfluß der Persönlichkeit Mariens auf die Lebensgestaltung unbedingt geschlossen werden muß. Welch reich sprudelnde Quelle edelster menschlicher Werte damit eröffnet war, ist einleuchtend.

Die Anfänge der Tätigkeit der alexandrinischen Katechetenschule, die den deutlichen Hinweis des Johannes auf die Nugbarmachung der Philosophie für das Christentum verstanden hat, liegen für uns im Dunkel. In Klemens von Alexandrien und Origenes ist der Geist der Schule für uns erst recht faßbar. Schon äußerlich bekundet Klemens die Absicht, die ihn beseelt, nämlich die eine Synthese zu finden zwischen dem Christentum und der Bildung seiner Zeit. Er gibt die Koine auf und schreibt die attizistische Sprache der Hochliteratur. Mit großer Unbefangenheit entlehnt er den Riten heidnischer Mysterien Bilder zur Beschreibung der christlichen Liturgie. Aufs ausgiebigste verwertet er die Dichter, angefangen von Homer. Aus den Schöpfungen der Philosophen glaubt er die reine Melodie der Gottesoffenbarung so deutlich herauszuhören, daß er für sie eine unmittelbare Bekanntschaft mit den alttestamentlichen Quellen der Offenbarung annimmt. Es war ein gesunder, von innerem Kraftgefühl des bereits erstarkten Christentums zeugender Plan, dessen Durchführung die Alexandriner versuchten, wie wir zuerst bei Klemens beobachteten. Freilich schloß er große Gefahren in sich. Ein Origenes ist ihnen in

hohem Grade erlegen. Aber er war denn doch ein Humanist von großem Ausmaß. Er beherrschte die philologischen Forschungsmethoden, deren Besitz das kostbarste Erbe Alexandriens aus hellenistischer Zeit darstellte. Auch Heiden haben ihn als Gelehrten gewürdigt. Und bei dem Manne, der ein Bekenner Christi war, finden wir gleichzeitig eine Marienverehrung von mystischer Innigkeit. Die Stelle, an der sie wie von ungefähr in seinen Werken aufleuchtet: der Eingang des Johanneskommentars, zeugt davon, daß er sie organisch in seine gelehrte Berufsarbeit eingebaut hatte.

Die Arbeit, die mit den Alexandrinern einsetzt, diese bewußte Verwertung des antiken Geistesgutes zur philosophischen Begründung und Verteidigung sowie zur gedanklichen Durchdringung des Glaubensinhaltes hat man als Hellenisierungsprozeß des Christentums bezeichnet. Der leidenschaftliche Haß gegen das Christentum, der bei Verehrern der Antike um jeden Preis und ohne jeden Abstrich zu allen Zeiten, die unsere wahrlich nicht ausgenommen, durchgebrochen ist, ist der beste Beweis, daß das Christentum, ohne sich von der Antike aufsaugen zu lassen, das Wertvolle ihrer Kultur sich anzueignen gewußt hat. So hat es am Schlusse nicht dagestanden als ein Sammelbecken antiker Gedanken.

Dieser Gang des Christentums durch die Jahrhunderte der Antike ist ein Gang hochgehobenen Hauptes, unbefleckten Schrittes. Er ist Wahrung der eigenen Selbständigkeit bei allem Entgegenkommen in der Form. Er ist steter organischer Ausbau, fortschreitendes Verständnis des Traditionsgutes, aber keine Beschwerung mit wesensfremden Elementen. Für diese geistesgeschichtliche Tatsache fehlt ein Gegenstück. Sie ist ein historisches Rätsel für denjenigen, der dem Gedanken des in der Kirche waltenden göttlichen Prinzips ungläubig oder skeptisch gegenübersteht.

Dennoch muß daran festgehalten werden — trotz aller Verirrungen einzelner Vertreter der kirchlichen Wissenschaft und ihrer manchmal nicht geringen Gefolgschaft —: die Synthese, die die Gesamtkirche mit der antiken Kultur eingegangen ist, kann nicht anders gezeichnet werden als nach den Grundlinien, die wir eben kurz anzudeuten suchten. Der Bund antiken Denkens und christlichen Glaubens ist unter mancherlei Schmerzen zustande gekommen. Viele verfehlte Gedankenverschmelzungen, viele unberechtigte Kompromisse mußten abgewiesen werden. Die rechten Formulierungen mußten in mühsamen Ringen erobert werden. Aber diesen Mühen, diesen Kämpfen verdanken wir auch vor allem die klaren Fassungen der Grunddogmen unserer Religion, die die alten Konzilien aufgestellt haben. Sie haben die alten Gedanken, die ewig jung bleiben müssen, die alle Bildung und Gesittung des Abendlandes wesentlich zu tragen berufen waren und sind, in eine den schärfsten Ansprüchen philosophischer Geister genügende sprachliche Form gekleidet. Aufmerksames Achten auf den Sinn überkommenen Offenbarungsgutes, geschickte Benützung, aber auch hier und da bedeutende Verfeinerung der bereits vorliegenden scharfgeschliffenen Begriffe der antiken Philosophie, nicht zuletzt aber eine geheimnisvoll und doch handgreiflich waltende Vorsehung und Führung des der Kirche verheißenen Gottesgeistes haben hier zusammengearbeitet, um das Erbgut des Glaubens und der Wissenschaft zu vermählen, und so dauernd in die abendländische Kultur einzubauen.

Der konstantinische Friede gibt den Gliedern der Kirche die Möglichkeit, ganz ungehemmt auch in der Stille der Studierzellen an einer Vereinigung klassischer Bildung mit christlichem Geist zu arbeiten. So haben sich die großen Gestalten der Kirchenlehrer herangebildet, diese Verkörperungen eines christlichen Humanismus in antiker Zeit. Die Griechen sind mit großer Unbefangenheit zu heidnischen Professoren in die Lehre gegangen. Die Rede des hl. Basilios an die Jünglinge über eine fruchtbare Lektüre der heidnischen Schriftsteller (vgl. die griechische Väterreihe bei Migne XXXI, 563 ff.), ein Niederschlag des wahrhaft liberalen Bildungsganges des so grundsatzfesten, bis zur Herbheit strengen Kirchenlehrers, ist nicht ohne Grund in der Humanistenzeit immer wieder neu aufgelegt worden.

Was die Lateiner angeht, so wollen wir nur kurz auf einen Ambrosius hinweisen, dessen hohe Kunst und feine Bildung in Vereinigung mit seiner Glaubens-tiefe auf einen Augustinus, als er noch Heide war, einen so tiefen Eindruck gemacht hat. Hieronymus gehört nach seiner ganzen Anlage und dem Arbeitsfeld, das er sich gesucht, dicht an die Seite des Origenes. Leo der Große weckt durch den Stil seiner Kanzelreden die Kraft eines Demosthenes zu neuem Leben und überbietet sie noch durch die Feierlichkeit seiner Sprache. Und dann Augustinus. Man braucht nicht viele seiner Homilien gelesen zu haben, es genügt die im Brevier gebotene Auswahl, um den geschulten Rhetor im antiken Sinn herauszuhören. Wenn man in den letzten Jahren so starken Nachdruck darauf gelegt hat, daß er der Entdecker der modernen Seele gewesen sei — ist nicht die Gabe psychologischer Analyse eines überreichen persönlichen Innenlebens vielleicht bei Augustinus doch durch das Vorbild eines Paulus geweckt? Verbinden nicht doch manche Zwischenglieder, wie das so individuelle Christentum eines Ignatius von Antiochien, die mystische Frömmigkeit des Völkerapostels mit der persönlichen Religiosität des Augustinus?

Augustinus hat aus dem Erlebnis des Zusammenbruchs des Römerreiches die Anregung zu seinem genialsten Werke, dem Gottesstaat, geschöpft. Die abwehrende Tendenz des Werkes erklärt die starke Hervorhebung der Schattenseiten der römischen Kulturgeschichte in den beiden ersten Büchern. Dennoch kommt die aufrichtige Sympathie des Kirchenlehrers für das alte Rom zum Durchbruch, so wenn er bemerkt, eine Definition des Staates, die vom Ideal absehe und auch auf die noch sehr hochgespannten Anforderungen Ciceros verzichte, sei zumal im alten Rom zur Verwirklichung gekommen (B. II Kap. 21 = Bd. I, S. 93, Z. 6 ff. der Ausgabe von E. Hoffmann). Gustav Schnürer hat im ersten Band seines Werkes über Kirche und Kultur im Mittelalter (S. 12 ff.) gezeigt, eine welch tiefe Anteilnahme das tragische Geschick des römischen Reiches nicht nur bei Augustin, sondern bei der gesamten christlichen Gesellschaft der Zeit gefunden hat. Diese Haltung ging sehr wohl zusammen mit dem Bemühen, das unaufhaltsame Ereignis von universalsten Gesichtspunkten der göttlichen Menschheitsführung aus zu verstehen¹.

In der Tat, die Antike mochte nun von der Bühne der Weltgeschichte abtreten. Ihre providentielle Aufgabe war vor der Hand erfüllt. Außerlich

¹ Vgl. hierzu auch die Abhandlung von Oberstudiendirektor W. Limper: Die Stellung der altchristlichen lateinischen Literatur im Lateinunterricht des Gymnasiums, Mitteilungen des Deutschen Altphilologen-Verbandes 2 (1928) 12 f.

mochte es scheinen, als ob ihre Errungenschaften für Jahrhunderte verschüttet seien. Die tiefsten und wertvollsten Güter waren aber jedenfalls im Denken und Leben der Kirche sicher geborgen. Ja, auch im Leben der Kirche nach seinen vielfältigen Äußerungen. Auf dem Gebiete der Kunst z. B. hatte sich von Anfang die Synthese von christlichem Inhalt und antiker Form ganz geräuschlos entwickelt. Begabte christliche Dichter handhabten mit Geschick die Formen der antiken Dichtkunst. Vielleicht hat man mehr als es der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht in den letzten Jahrzehnten betont, wie sehr die Liturgie den Erdgeruch der Antike, auf deren Boden sie aufwuchs, heute noch verrate.

So war das antike Kulturgut eigentlich nicht verschüttet, sondern höchstens seine für den Fortgang der Kultur zunächst weniger wichtigen Schöpfungen dem Blickfeld der Menschheit vorläufig entzogen. Aber wiederum ist da zu betonen, daß es zum guten Teil „Kirchenmänner“ gewesen sind, ein Cassiodor, ein Isidor von Sevilla, die in der Stunde des Zusammenbruchs das Gesamt-erbe der Antike gesammelt und in knappe Formen gefaßt haben, daß es auch in der Zeit des Sturmes und Dranges weitergegeben werden konnte. In der Zeit des Frühmittelalters hat auch der lateinische Westen der Kirche dem Griechischen eine Dase dargeboten, wo es gepflegt wurde. Daß dieser stille Winkel das katholische Irland war, das in seiner Kultur stets bis ins Mark hinein kirchlich gewesen ist, ist ein lebendiger Beweis für die traditionsmäßige Freundschaftsbeziehung zwischen katholischem Christentum und edler antiker Humanität.

Karl Prümm S. J.